

**Zeitschrift:** Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen

**Band:** 49 (1991)

**Artikel:** Drogenszene in St. Gallen : Bilder einer Zerstörung

**Autor:** Egli, Edith

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-948426>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

---

# Drogenszene in St.Gallen

*Bilder einer Zerstörung*

Über dem Haus am Unteren Graben 55 lag Sonnenschein. Ich stand an der Ecke bei der Hinterseite des Gebäudes, die Szene überblickend. Sie waren da. Fast alle, die ich schon seit Monaten kannte, andere, die ich noch nie gesehen hatte. Und dann noch jene, von denen ich sehnlichst gehofft hatte, sie niemals wieder an der Drogenstätte anzutreffen, weil sie schon zu den einzelnen gehört hatten, die mir von einem neuen Start in ein besseres Leben erzählt hatten. Es war wie immer. Die einen fixten gekonnt, den andern floss das Blut über den Arm, die nächsten waren erst bei den beinahe rituell anmutenden Vorbereitungen. Einige dösten vor sich hin, eine Gruppe redete miteinander, und einer rief aus.

Es war Andreas. «Ich will nichts!» schrie er. «Gar nichts. Mir kann niemand mehr helfen. Mein Leben ist sinnlos. Völlig sinnlos.» Obschon gerade ein Mensch die Zerstörung seiner Persönlichkeit herausgebrüllt hatte, änderte sich nichts an der ganzen Unordnung. Ich dachte zurück an den Wintertag, an welchem ich mit ihm Schuhe einkaufen gegangen war und er gesagt hatte: «Vielleicht, Frau Egli, kann ich Ihnen das Geld einmal zurückzahlen.» Und ich hatte geantwortet: «Nein, das müssen Sie nicht, Andreas, ich würde mich viel mehr darüber freuen, wenn Sie aufhören würden mit fixen.»

Meine Augen schweiften von den Menschen zu den besudelten Tischen, zum verschmierten, schmutzigen Boden. Eine unerhörte Schweinerei bot sich jedem, der hinter das Haus kommen würde. Nur – ausser den Drogenabhängigen selber und der Polizei kam ja wohl niemand. Trotzdem war der Anblick von unzähligen aufgerissenen Papiersäcklein oder Fetzen aller Art, blutverschmierten Taschentüchern, leeren Fanta-Büchsen, gebrauchten Spritzen, so überwältigend widerlich, dass ich für einmal den Mund aufmachte, um meine

Meinung über dieses Chaos anzubringen. Sie nickten einsichtig, den eben empfangenen Vorwurf akzeptierend.

«Finden Sie diesen Ort gut?» fragte mich ein junger Italiener, den ich nicht kannte. «Das Haus schon», sagte ich. «Wir haben uns doch bemüht darum. Es ging lange genug, bis alles geklappt hat. Nun haben wir täglich drei Stunden Öffnungszeit mit Betreuung, teilweise ärztlicher, mit offiziellem Fixerraum und dazugehörender Hygiene. Schauen Sie sich die Leute an, hier, sie brauchen doch Fürsorge, nicht?» Er gab keine Antwort. «Fixen Sie?» fragte ich. «Nein, ich habe eben einen Entzug hinter mir.» «So», sagte ich, indem ich versuchte, Ärger oder Zorn zu unterdrücken und stattdessen Freundlichkeit und Verständnis aufzubringen. «Dann gehören Sie aber nicht hierher.» Er schien einsam zu sein, arbeitslos. Was lag näher, als dass er, ein ehemaliger Fixer, wieder kam? «Gehen Sie weg!» sagte ich eindringlich. «Aber schnell! Sie dürfen nicht da herumstehen und zusehen. Sie wissen es doch selber am besten. – Sie sind gleich wieder drin!» «Ja», sagte er. «Ich gehe ja schon.» Und er ging tatsächlich. Wann würde er das nächstmal wiederkommen? Und wer würde dann auf ihn aufpassen und ihn fortschicken?

Unterdessen hatten mich die andern entdeckt. Vor allem, dass da jemand war, mit dem man reden konnte. Von rechts, von links, von vorne, jeder wollte etwas sagen. Und wenn gerade zwei, drei gleichzeitig drauflos redeten, so verstand ich in diesem Durcheinander kein Wort mehr. Alle hatten sie Sorgen: mit den Schulden, mit der Freundin, mit der Wohnungssuche, mit der Arbeitslosigkeit. Und mittendrin sagte einer ruhig, wie selbstverständlich: «Ich – ich bin HIV-positiv.» Was sagt man in einem solchen Fall? Unsere gesellschaftsfähige Konversation, unsere guten Umgangsformen schienen eine Lücke aufzuweisen. Ich lächelte ihn an, und er erzählte weiter von der guten spitalärztlichen Betreuung, von der Hilfe, die er bekäme, völlig ausgeglichen, freundlich, als würde er vom schönen Frühlingswetter sprechen. Als ich gehen wollte, sah ich Sabina auf mich zukommen. Auch sie war eine von denen, die ich schon lange kannte, und ich fragte sie nach ihrem Eindruck über den neuen Fixerraum. «Die Betreuung ist gut»,

antwortete sie, «nur – nur – nun, wissen Sie, es ist nicht mehr gemütlich.» Diese Worte waren mir eine Aufforderung, hinzugehen und mir den offiziell eingerichteten Fixerraum anzusehen.

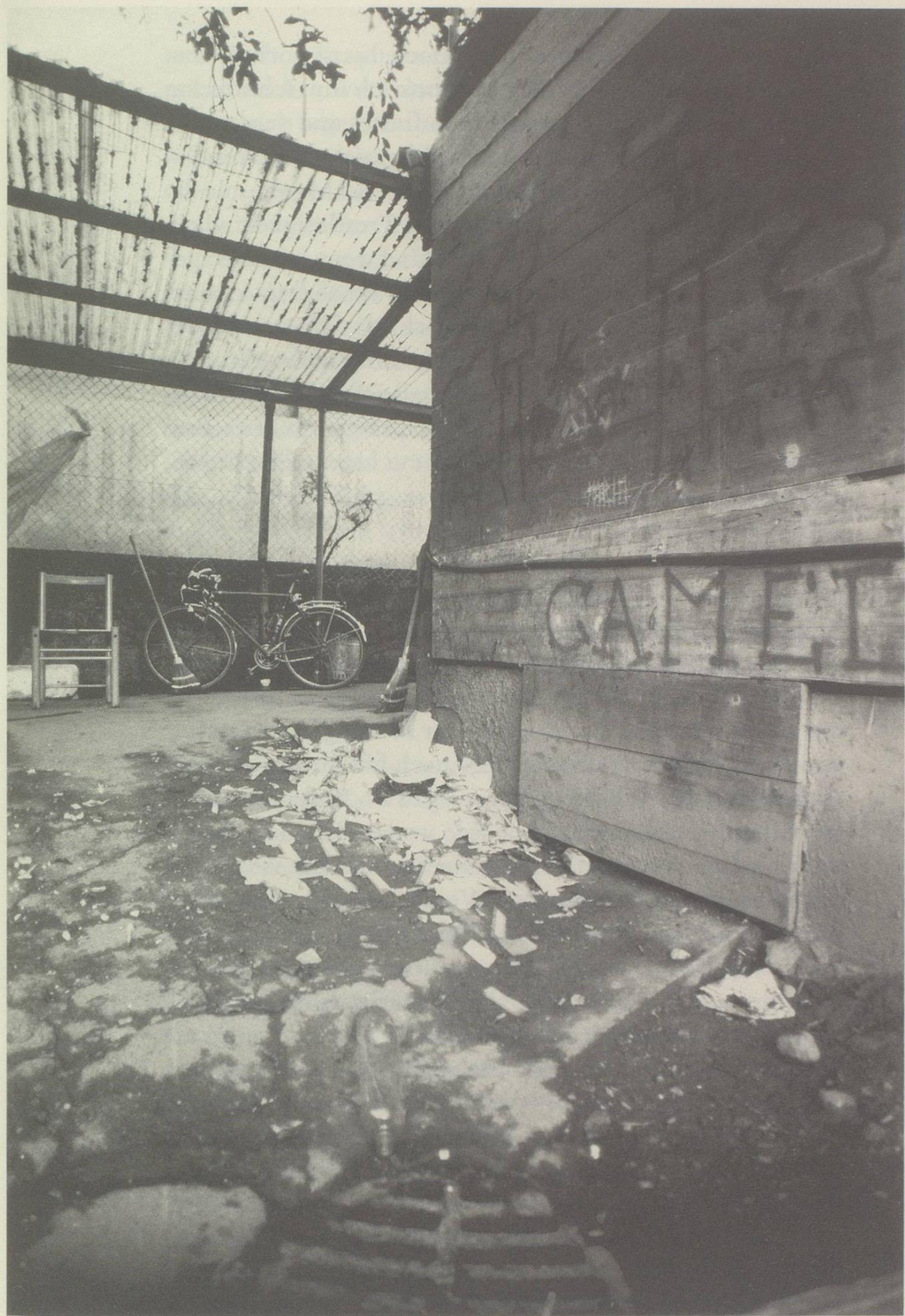
Das erste, was mir auffiel: Das Haus, der Eingang, die Treppe waren sauber geputzt. Ein Kommen und Gehen wie eh und je. Die Küche war leer, ohne Fixer. Der grosse Hauptraum war unterteilt worden, die eine, grössere Hälfte für Aufenthalte, Plaudern, etwas Essen, die kleinere – das war der Fixerraum. Mit hygienischen Glastischen, je einem Stuhl davor, alles sehr sauber, einwandfrei, mit Betreuung. Kein Chaos, keine Unsauberkeit mehr. Für mich völlig in Ordnung. Dafür hatten wir uns eingesetzt, abgestimmt, nun war der kontrollierte Fixerraum endlich da, und ich war zufrieden mit dem Eindruck, den er mir vermittelte. Trotzdem – ich wusste jetzt, was Sabina gemeint hatte. Sie war nicht ich. Sie war eine Fixerin, und sie empfand diese Atmosphäre anders. Wohl eher kalt und steril. Im Türrahmen stand ein Mann. Gross, ernst, noch jung, schweigsam. Er strahlte etwas aus, eine gewisse Kühle. Wer war er? Meine Blicke blieben an seinen Handschuhen haften. Demnach war er der Arzt. Und es war sein gutes Recht, in diesem Haus, zu dieser, seiner Pflicht, Handschuhe zu tragen. Aber sie störten mich.

Da ich ihn noch nie gesehen hatte, stellte ich mich vor. Eine kleine Weile standen wir da und sprachen über den neuen Fixerraum, über seine Wirkung, seine Möglichkeiten. Ein lautes, plötzliches Poltern liess uns von dieser Theorie spontan in die praxisbezogene Wirklichkeit wechseln. Der Arzt machte einen Satz nach vorne in den Fixerraum, und schon kniete er neben der bewusstlosen, jungen Frau am Boden. Gefixt und vom Stuhl gefallen. Eine Betreuerin brachte das Beatmungsgerät. Der neue Fixerraum in seiner besten Rolle. Ich empfand keine Freude dabei. Vorne, hinten, rechts und links standen, gingen Drogensüchtige an mir vorbei. Und alle hatten sie den gleichen Ausdruck im Gesicht. In ihren Augen, ob blau, grau oder braun, lagen die Angst, das Mitgefühl und die eigene Not. Wir atmeten auf, als die junge Frau endlich wieder die Augen aufmachte. Ich konnte mich verabschieden, ich hatte



Das «Bienenhäusli» am Unteren Graben 55. (Bilder Canonica, Häne)





*Keine ländliche Idylle, sondern Ausdruck eines zivilisatorischen Notstands von  
unüberbietbarer Hässlichkeit.*

den Fixerraum gesehen und erlebt. Doch da sass noch Benno. Gerade im letzten Augenblick gewahrte ich ihn. Ich streckte ihm die Hand hin, aber er blickte so finster und verdrossen, dass etwas geschehen sein musste. «Morgen muss ich ins Gefängnis», sagte er. Das kannte ich. Entweder sagten mir die Leute vorher noch mit einer gewissen Trostlosigkeit adieu, oder sie verschwanden ganz einfach. Und wenn ich sie so gelegentlich zu vermissen anfing und nach ihnen fragte, so erhielt ich meistens zur Antwort: «Dä isch i dä Chischte.» Nun, die Sache war gelaufen. Ich konnte vorläufig nichts mehr für Benno tun, auch nicht, wenn er das vielleicht von mir erwartete. Man hat ein eigenständiger Mensch zu sein als Erwachsener. Auch wenn man Fixer ist. Und somit hat man die Konsequenzen für sein Tun zu tragen. Daran gab es nichts zu rütteln.

\*

Ich war auf den Platz gefahren, ausgestiegen und wollte die Tragtasche mit den Früchten herausholen, als einer der Drogenabhängigen von der Hinterseite des Hauses her schwankend daherkam. Dem ging es aber gar nicht gut. Er torkelte an mir vorbei, bis zum Container, der zur Leerung beim Trottoir vorne plaziert war, hielt sich zuerst noch fest und sackte dann einfach zusammen. Bewegungslos lag er am Boden. Bewusstlos? Schon wieder einer? Ohne jede weitere Überlegung rief ich ihn an, und für einmal war meine Stimme sehr viel lauter, als wenn ich im Waaghaus ein Votum vorzubringen hatte. Eine schnelle und spontane Reaktion, in der Hoffnung, meine Rufe würden noch in sein Bewusstsein dringen. Das taten sie. Er richtete sich langsam auf, hielt sich am Container fest, stiess einen durchdringenden Schrei aus und wandte den Kopf nach mir. Laut schreiend, mit erhobenen Händen, torkelnd, aber trotzdem rasch und aggressiv kam er auf mich zu und packte mich am Arm. Er war völlig hinüber. Ich spürte die Aggressionen, die von ihm ausgingen, wie Wellen auf mich zukommen, und ich wusste nicht, wie ich damit umzugehen hatte. Aber dafür wusste ich etwas anderes, ganz klar und sehr einfach: Es durfte mir nichts geschehen, hier auf dem Platze am Unteren Graben 55, sonst würde die Existenz der Fixer in un-

serer Stadt in Frage gestellt sein. Also keine Angst haben, damit ich nicht etwas Falsches tat. «Ich hab' Erdbeeren da», hörte ich mich sagen. Er liess meinen Arm los und nahm dafür meine Hände. «Bleib da», stammelte er, «bleib da, nur ein bisschen...» Ein Mann kam über den Platz, einer von den Fixern, die sich hinter dem Hause aufhielten. Er wirkte sehr sauber, mit einem sympathischen Gesicht und einem Kopf voller dunkler Locken. Er gab mir ein Zeichen, vorsichtig zu sein. Ich sah von einem zum andern. Zwei Lockenköpfe. Brüder? Wie selbstverständlich legte er dem Kumpel den einen Arm um die Schultern, fasste mit der freien Hand die Hände des andern, der sich augenblicklich völlig ruhig anlehnte. Der Stärkere beschützte den Schwachen vor seinen eigenen Aggressionen. «Danke», sagte ich. «Vielen Dank.» «Es tut mir leid», sagte der junge Mann sehr höflich, indem er den andern immer noch festhielt. «Bitte, entschuldigen Sie.»

Ein Sonnenstrahl fiel vom Himmel herunter, direkt auf den Platz vor dem Haus am Unteren Graben 55. Und dann nahm ich endlich die Tragtaschen auf und brachte die Früchte hinters Haus.

\*

Es war um die Mittagszeit eines schönen Maientages. Ich hatte Erdbeeren und Bananen gebracht und schickte mich an, die Früchte zu waschen. Seit einigen Monaten gab es an der Hinterseite des Hauses fliessendes Wasser. Diese eigentliche Selbstverständlichkeit war damals, im Sommer 1989, als die Drogensüchtigen mit Polizeirazzien aus der Katharinengasse und damit vom ehrwürdigen, alten Brunnen vertrieben wurden, noch nicht vorhanden gewesen. Kein Wasser während der vielen Stunden der geschlossenen Tagesstruktur! Die ganze Stadt atmete auf, als endlich die Katharinengasse von den elenden Süchtigen frei war. Die Gesundheit der Fixer, der Gedanke, zuerst das Wasser – dann die Drogenabhängigen, zählte nicht. Offiziell war es nicht erlaubt, auf dem Gelände der Tagesstruktur zu fixen. Demnach brauchten die Drogenabhängigen auch kein Wasser, um Spritzen zu waschen...

Eine sehr junge Frau griff nach einer Banane. «Das ist genau  
51 das Richtige für mich. Schon seit Tagen muss ich mich erbre-

chen.» «Kann ich auch eine haben?» fragte ein Mann. Es war Christopher. Ich kannte ihn vom Sehen seit der Vorweihnachtszeit. Er wollte mit mir reden. Seit Jahren Fixer, hatte er versucht, während der letzten Wochen ohne Heroin auszukommen. Er hatte sich bemüht, Methadon zu erhalten. Methadon befreit vom finanziellen Stress, nicht von der Sucht an sich. Das Verlangen nach dem Spritzen, nach dem sogenannten «Knall», dem vermeintlichen paradiesischen Glücksgefühl, bleibt bestehen. Somit ist von vorneherein klar: wer auf dem Methadon-Programm steht, dem ärztlich abgegebenen und kontrollierten Drogenersatz, hat nichts mehr verloren in der Drogenszene am Unteren Graben 55. «Wochenlang versuchte ich durchzuhalten», sagte Christopher. «Dann bekam ich die Gelbsucht. Geschlafen habe ich an der Gartenstrasse, an der Auffangstelle für solche, die nicht oder nicht mehr fixen. Aber morgens um neun muss man das Haus verlassen, man steht auf der Strasse, bis es abends um sieben Uhr wieder seine Tür aufmacht. Ja, und dann hab' ich's halt nicht mehr ausgehalten, so alleine. Ich bin wieder hierher gekommen, in die Szene, wo meine Kameraden waren. Und dann war ich eben wieder drin. Es geht ganz rasch. Jetzt habe ich das Methadon nicht mehr.» Er hätte, mit Gelbsucht, ins Spital gehen können. Oder vielleicht hätte er versuchen können, Kontakt zu den Eltern aufzunehmen. Doch, hatte ich zu richten? Ich hatte vom Plan einer Methadon-Wohngruppe gelesen in der Zeitung. Eröffnungstermin noch unbestimmt. Und dann – für drei bis vier Personen. Ich kannte mindestens zehn Leute mit Methadon-Programm, von denen die meisten abgestürzt wieder in der Szene waren. Wie viele schon Methadon-Bezüger gewesen waren, ohne es mir zu erzählen, wusste ich nicht. Auch nicht, wie viele schon einen Entzug oder sogar eine Therapie hinter sich hatten.

Im Fixerraum musste man neuerdings den Vornamen angeben, man wurde sozusagen etwas unter die Lupe genommen. Für drei Stunden. Es blieben einundzwanzig Stunden, während denen man in der unbetreuten Drogenszene erneut abstürzen konnte. Keine Sozialarbeiter, im Schichtplan aufgeteilt, die sozusagen Wache halten und warnen, wegweisen

würden. Dafür Arbeitslosigkeit, Verlassensein, Willensschwäche, Sucht, nicht mehr körperlich, aber psychisch, es genügte, damit der hinter sich gebrachte Entzug, der Aufwand, ein neues Leben beginnen zu wollen, im Eimer war. Christopher stand immer noch da. Es gab keinen Trost. Absolut keinen.

Für die gesunden, nichtsüchtigen Anwohner der Tagesstätte gab es flankierende Massnahmen, zu ihrem persönlichen Schutze. Als durchaus notwendig und richtig befunden von Stadt- und Gemeinderat. Für Schüler, Jugendliche entstanden Präventionsangebote, ebenfalls schützende Massnahmen. Für ehemalige Drogensüchtige, die sich krampfhaft – zum grössten Teil ohne helfende Familie, ohne unterstützende, gesunde Freunde – bemühten, den eben vollzogenen Start in ein neues Leben zu halten, gab es keine flankierenden Massnahmen. Auch nicht für die Methadon-Bezüger, deren eigentliches Ziel wohl die Suchtfreiheit hätte sein sollen. Einzig die Drogenberatungsstelle existierte als konkrete Hilfe. Aber ihre Büros und ihre Sozialarbeiter befinden sich an der Rorschacher Strasse, nicht am Unteren Graben 55. Der Fixerraum, den ich mit meiner Stimmabgabe mitgeholfen hatte, zu schaffen, war er eine Alibi-Übung? Eine Täuschung, um uns selber reinzuwaschen von der Verantwortung, die jeder Mensch gegenüber dem Schwächeren haben sollte? Ich fand die Antwort nicht.

Dicht neben uns plumpste etwas auf den Boden. «Jetzt fällt der schon wieder um», sagte einer. «Wir müssen den Krankenwagen haben», rief ein anderer. Ich sah auf den leblosen Mann. Es war Sam. «Ich gehe schon», sagte ich und liess mir zeigen, wo sich das nächste Telefon befand. «Bitte die Polizei anrufen, um einen Krankenwagen für das Haus am Unteren Graben 55», sagte ich etwas atemlos, als ich in das Ladengeschäft trat. Eine Frau und ein Mann waren da. Die Frau nickte und nahm augenblicklich den Hörer ab. Der Mann stand da und blickte mich aufmerksam an. «Soso», sagte er. «Schon wieder ein Krankenwagen. Ja, man muss es den Leuten nur noch komfortabler machen, dort drüber.» Ich hatte keine Lust, auf die Herausforderung einzugehen. Also schwieg ich.

«Soso», nahm er den Faden wieder auf, etwa wie einer, der weiss, dass er mehr Trümpfe in der Hand hat. «Jetzt wissen Sie nichts mehr zu sagen, Frau Egli?» Unterdessen hatte die freundliche Frau die Polizei benachrichtigt, eine Bezahlung für das Telefongespräch wollte sie nicht annehmen. Genau in dem Augenblick, als der Krankenwagen vorfuhr, schlug Sam die Augen auf. Gerade begeistert von den beiden Sanitätern, die ihm sofort den Puls kontrollierten, war er aber nicht. Sollten sie ihn nun mitnehmen oder nicht? Sie machten sich Sorgen um seinen unregelmässigen Puls, wollten ihn aber nicht zwingen, einzusteigen. «Mitnehmen», sagte ich, weil ich wusste, dass er ein zusätzliches Leiden hatte. Als ich sah, wie Sam anfing, verzweifelt vor sich hinzuweinen, schlug ich vor, als Begleitung mitzukommen. Wir fuhren durch die Stadt. «Statt besser, wird es hier, glaube ich, immer schlimmer», sagte der Fahrer nach einer Weile zu mir. «Kommen Sie des öfters hierher?» «Ja, ich bringe hin und wieder etwas zu essen, Früchte, oder so.» «Haben Sie keine Angst?» «Nein. Vor was sollte ich denn Angst haben?» fragte ich zurück. «Nun», sagte der Sanitäter, «vor dem Bestohlenwerden.» «Ach so, nein, ich denke nicht, dass mich einer von den Drogenabhängigen bestehlen würde, das kann ich mir nicht vorstellen.»

Im stillen wunderte ich mich. Ein Sanitäter sah ausgerechnet eine Gefahr für mich im Bestohlenwerden. Meine Risiken, die ich hinter dem Haus am Unteren Graben 55 einging, lagen auf einer völlig anderen Ebene. Und ich durfte keine Ängste aufkommen lassen, sonst würde ich nicht mehr fähig sein hinzugehen. So einfach war das. Die Notfallstation im Kantonsspital strahlte Fürsorge, Wärme und Freundlichkeit aus, in einem Masse, dass ich Sam unbesorgt der ambulanten Spitalpflege überlassen konnte.

\*

Ein Regentag. Unvorsichtigerweise war ich ohne Schirm daheim weggegangen, obschon der Himmel voller dunkler Wolken gehangen hatte. Dann stand ich hinter dem Haus am Unteren Graben 55, als es zu tropfen, schliesslich zu giessen anfing. Ich hatte gerade versucht, Andreas klarzumachen, dass

ich das, was sich hier bot, eigentlich kein Leben nennen würde. Ich hätte ihm so gerne geholfen, irgendwie einen Anfang zu machen, vielleicht doch herauszufinden aus dieser Wüste. Aber ich hatte keinen Erfolg. «Nein», sagte er klar und entschieden. «Man muss wollen. Und ich will nicht. Ich bleibe, was ich bin.» Wie lange, dachte ich, würde er noch durchhalten? Besser gesagt, das wenige noch bleiben, das er war?

«Die Polizei ist da», sagte jemand. Vorne, bei der Hausecke, standen zwei Fahnder, ebenfalls unter dem schützenden Dach, ohne Schirm. Sie waren wohl auf ihrem täglichen Routinegang. Da wir alle drei auf das Ende dieses Regengusses warteten, kamen wir ins Gespräch. Über die Fixer, über die Drogen, natürlich, über was denn sonst? «Darf ich auch zuhören?» fragte einer der Männer, die uns am nächsten standen. «Sicher», sagte ich, «alle können zuhören.» Zwei, drei, vier mischten sich in die Diskussion, einige standen in kurzer Entfernung als aufmerksame Zuhörer. Es war eine völlig neue Situation für mich, und dazu eine sehr seltsame. Aber das Gespräch war interessant. Nur der Regen schien nicht mehr aufhören zu wollen, und einer der Fahnder holte schliesslich das Auto. «Sie dürfen mitkommen, wir bringen Sie nach Hause», sagte der freundliche Polizist, den ich schon länger kannte. Es goss, und zudem wurde mir auch langsam kalt. Ich sah auf das einladende Auto. Neben und hinter mir standen sie alle, die andern, die Fixer. Sie vertrauten mir. Würden sie es noch tun, wenn ich zu den Fahndern ins Auto stieg? «Auf Wiedersehen», sagte ich und reichte den beiden Polizisten die Hand. «Ich danke Ihnen, aber ich bleibe noch ein wenig. Ich habe Zeit, heute.» Der Fahnder verstand.

\*

Eigentlich war ich gekommen, um etwas zu fragen. Sie waren jedoch gerade damit beschäftigt, hinter dem Haus sauber zu machen. Einer hatte einen Besen in der Hand und fegte damit das Unterste zuoberst. Ein Berg von Unrat türmte sich auf. Vor diesem Haufen Ekel kniete Andreas und las mit seinen blossen Händen, geduldig und konzentriert, alte, ge-

brauchte, blutige Spritzen heraus. Ich versuchte hinunterzuschlucken, was ich hätte sagen mögen. Anstelle der Sprache rebellierten meine Augen. Die Tränen liefen mir ganz einfach übers Gesicht. «Haben Sie die Grippe?» fragte Benno teilnehmend. Er war schon wieder aus dem Gefängnis entlassen. «Nein», sagte ich, «es geht mir bestens. Es muss der Heuschnupfen sein, oder sowas ähnliches.»

Andreas stand auf, ergriff die Schachtel mit gebrauchten Spritzen und suchte im Vorbeigehen nach den übrigen, die buchstäblich in der Gosse lagen. «Warum müssen denn immer *Sie* das machen?», fragte ich unwillig. «Kann es nicht auch einmal ein anderer übernehmen?» Schon im Hauseingang, drehte er sich nochmals um. «Wenn ich abends hundert neue Spritzen von da oben mitnehme», sagte er, und in seiner Stimme schwang ein Unterton mit, als wäre er ein sehr alter, müder Mann, «so muss ich anderntags hundert gebrauchte zurückbringen, Frau Egli. Und dabei habe ich mich heute viermal gestochen.» Das war die Wirklichkeit. Morgen werde ich für Andreas Handschuhe kaufen gehen. Um all die verschmutzten Spritzen damit aufzulesen.

\*

«Ein Wiederbelebungsgerät?» sagte Andreas. «Ja, das wäre schon gut. Ich mache oftmals Mund-zu-Mund-Beatmung, wenn einer umfällt.» Auch das noch. «Aber wohin versorgen wir so ein Gerät? Es ist kostspielig, nicht?» «Ja», sagte ich und merkte, dass ich dabei war, statt Probleme zu lösen, ein neues dazuzulegen, und das war nun wirklich überflüssig. Ich hatte einen Wiederbelebungsbeutel gekauft. Es war meine Reaktion auf den Tag mit Sam. Absicherung gegen zukünftige Schrecknisse. Aber es war anscheinend nicht die richtige Lösung, und ich würde mich nach Hilfe umsehen. Der Arzt, dem ich das Gerät aufs Pult legte und den ich gleichzeitig um Rat anging, war einer der fünf ärztlichen Betreuer des Fixerraumes. Er schüttelte den Kopf. «So geht das nicht», sagte er. «Warum sind Sie nicht vorher gekommen und haben mich gefragt? Es gibt noch andere Geräte, einfacher zu handhaben und erst noch billiger – falls eines wegkommt.» Er hatte recht,

und er half mir damit. Ich würde versuchen, meinen Kauf umzutauschen in einige der kleinen Mund-zu-Mund-Beatmungsgeräte. Andreas war fähig, damit umzugehen, und er würde damit fortan geschützt sein.

Ich bedankte mich bei dem freundlichen Arzt. Aber dann fiel mir noch eine Frage ein. «Das Haus am Unteren Graben 55 ist täglich während dreier Stunden geöffnet. All die übrigen Stunden sind die Drogensüchtigen hinter dem Hause, alleine unter sich. Jeder, der einen Entzug gemacht hat, kommt wieder her. Es müsste jemand da sein, der solche ehemals Abhängige wegweist, noch besser, sie betreuen würde. Wird hinter dem Haus während dieser vielen Stunden bewusst keine Betreuung durch Sozialarbeiter oder Gassenarbeiter gewährleistet? Oder meine ich das vielleicht bloss? Treffe ich sie möglicherweise zufällig einfach nicht an?» Der Arzt gab mir eine einfache und klare Antwort. «Wir haben ein Konzept», sagte er. «Wir stehen täglich drei Stunden zur Verfügung. Es ist eine ausgezeichnete Betreuung. Sie soll den Drogenabhängigen während ihrer Suchtjahre über die Runden helfen, dass sie gesund bleiben und nicht mit Aids infiziert werden. Was hinter dem Haus geschieht, in der tatsächlichen Drogenszene, das fällt nicht in unsere Aufgabe.»

Ich sah plötzlich eine hellerleuchtete, bösartige Welt. Und darin war ich alleine mit den Fixern. Vor einem Jahr, im Sommer 1989, hatte ich verschiedenen, dafür zuständigen Leuten angeboten, im Betreuerteam während einer kleinen Teilzeit mitzuarbeiten. Eine konkrete Antwort bekam ich nie. Darauf tat ich, was ich für richtig hielt; ich ging zu den Fixern, wann ich gerade Zeit dazu hatte. Ins Haus oder hinters Haus. Nach und nach immer mehr hinter das Haus. Was ich dort aufnahm, miterlebte, würde nie in einem Konzept zu bewältigen sein. Aus dem sehr einfachen Grunde, weil es sich wohl überhaupt gar nicht mehr bewältigen liess. Die Sucht ist die Grundlage der Drogenszene, der Dekadenz, des späteren Todes. In diese Drogenszene ging man nicht, das hatte ich nun begriffen.

«Wenn sie nicht mit Aids infiziert werden», sagte ich schliesslich, «so sind sie trotzdem geschädigt, seelisch. Keiner

wird je vergessen, was er in der Drogenszene erlebt hat. Zudem, sie finden doch gar nicht mehr heraus, die wenigsten von ihnen.» «Das stimmt nicht», sagte der Arzt. «Die meisten kommen aus der Sucht heraus, vielleicht erst nach sechs, acht Jahren. Und bis dahin soll die Betreuung Überlebenshilfe bieten.» «Sie kommen nicht heraus», widersprach ich beharrlich. «Ich weiss es einfach.» «Sie reden vom Gefühl her», sagte er. «Ich habe die Statistiken.»

Ja, natürlich. Wie allgemein bekannt, hat der liebe Gott den Frauen die lächerlichen Gefühle mitgegeben, währenddem er – zum Glück für unsere Welt – die Männer mit Intellekt, Wissen und Erfahrung ausstattete.

Er kam vom berufsmässigen Betreuerteam her, vom hygienischen Fixerraum, vom durchdachten Konzept, von der medizinischen Überlebenshilfe, vom organisierten Kampfe gegen Aids. Ich nicht. Ich kam vom Sumpf und vom Dreck der Drogenszene her.

*Edith Egli*